Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus

Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege

Band: 90 (1996)

Heft: 6

Artikel: NW-Gespräch mit Manfred Züfle : Dichten heisst erinnern, was die Welt im Moment nicht ist

Autor: Züfle, Manfred

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-143977

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Dichten heisst erinnern, was die Welt im Moment nicht ist

Manfred Züfle, Schriftsteller, Dichter, ehemaliger Präsident der Gruppe Olten, während zwanzig Jahren Philosophie- und Deutschlehrer an einem Zürcher Gymnasium und seit 1984 Mitglied der Redaktionskommission unserer Zeitschrift, wird am kommenden 30. Juni 60 Jahre alt. Im folgenden Gespräch mit dem Redaktor der Neuen Wege äussert sich Manfred Züfle über wichtige Stationen seiner Entwicklung: Dazu gehören die Prägung des 1936 in Baar Geborenen durch das katholische Milieu seiner Herkunft, die Auseinandersetzung mit den «Achtundsechzigern», später mit der «Zürcher Unruhe» von 1980 und mehr noch mit der staatlichen Repression gegenüber der damaligen Jugendbewegung, das Leben mit seiner ersten Frau Astrid und mit seiner zweiten Frau Lilian sowie der stete Dialog mit Schriftstellern der Aufklärung und mit zeitgenössischen Kolleginnen und Kollegen. Manfred Züfle ist zuversichtlich, dass die heutige Verdrängung des Sozialismus nur eine Episode ist, da die alten Probleme der Verfügungsgewalt über die Produktionsmittel alles andere als gelöst sind. *Red.*

«Ordination» zum Schriftsteller

NW: *Manfred Züfle, Du hast vor zwei Jahren an einer Tagung unserer Redaktionskommission gesagt: «Ich bin seit meiner ‹Spätadoleszenz› überzeugt, dass Schreiben mein Beruf ist.» Angefangen habe Deine schriftstellerische Tätigkeit mit der «tonnenweisen» Produktion von «religiöser Literatur», lese ich weiter im Protokoll jener Tagung. Später habe Dich das alles aber gar nicht mehr interessiert. Wenn ich Deinen letzten grossen Beitrag in den Neuen Wegen über Ernesto Cardenal (April/Mai 1996) lese oder wenn ich an Deine frühere Betrachtung über Jesus von Nazareth (Januar 1992) denke, so ist das zwar alles nicht mehr «religiöse Literatur» im Sinne des katholischen Milieus der Innerschweiz, das Dich geprägt hat, aber dahinter steht, so scheint mir, doch eine Hoffnung, die Ernst Bloch einmal mit Religion gleichgesetzt hat.*

Manfred Züfle: Ernst Bloch ist mir nach wie vor sehr nahe, obschon er in der Zwischenzeit auch «abgewickelt» wurde. Die «tonnenweise» Produktion von «religiöser Literatur» meinte, dass ich zunächst Schriftsteller nur sein durfte, wenn ich dazu «ordiniert» wurde. Diese «Ordination» zum Schriftsteller ging bei mir über *Hans-Urs von Balthasar...*

NW: *... einen bekannten katholischen Theologen, der bedeutende Werke, etwa eine theologische Ästhetik unter dem Titel «Herrlichkeit», geschrieben hat.*

Manfred Züfle: Hans-Urs von Balthasar war sicher ein grosser Theologe, der ursprünglich eine für seine Zeit progressive Position vertrat, mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil aber selber in eine sehr konservative Haltung umkippte.

NW: *Der heutige Papst honorierte Balthasars Loyalität jedenfalls durch die Ernennung zum Kardinal.*

Manfred Züfle: Wobei Hans-Urs von Balthasar die hohe christliche Anständigkeit hatte zu sterben, bevor er inthronisiert wurde.

Die erwähnte «Ordination» durch Hans-Urs von Balthasar bedeutete eine Art *Rollenzuweisung*. Herbert Meier zum Beispiel

sollte die Fortsetzung Claudels übernehmen. Und mir, dem Züfle mit der «weit wehenden Seele», wie er mich benannte, wurde die Rolle Péguys zugedacht. Ich habe einen ersten, unveröffentlicht gebliebenen Gedichtband verfasst, in dem ich nie über die religiösen Formen hinauskam. Ich habe zum Beispiel einen Rosenkranz mit Sonetten und solchem Zeug geschrieben. Es gab aber schliesslich einen Punkt, an dem ich aus diesen kirchlichen Aufträgen und Bindungen ausbrechen musste. Dieser Punkt war für mich die Literatur. Literatur erwies sich als *Befreiung* von dieser «Ordination».

NW: *Weil Dein Verständnis von Literatur sich mit demjenigen eines Hans-Urs von Balthasar nicht mehr vereinbaren liess?*

Manfred Züfle: Bei aller Hochachtung, ja Bewunderung für sein Werk – letztlich hat er doch *alles getauft*. Er hat letztlich alles vereinnahmt für seine grosse theologische Ästhetik. Ich habe mit Balthasar zusammen das Buch «Der Christ auf der Bühne» herausgegeben und darin die Beiträge zu Dürrenmatt, T.S. Eliot und Baldwin verfasst. Balthasar hat u.a. das Kapitel über Brecht geschrieben. Was er dort dem Brecht antut, ist der Versuch, ihn auf eine unglaublich raffinierte Art und Weise zu katholisieren. Als ich das einmal durchschaut hatte, gab's für mich nur noch eines: Abstand nehmen und als Literat aus einer Kirche, die zu Literatur «ordiniert», austreten. So wurde ich mit meiner Literatur ein *«kirchenfreier Christ»*.

Verarbeitung des katholischen Milieus

NW: *Als diesen «kirchenfreien Christen» habe ich Dich an der Synode 72 des Bistums Chur näher kennen und schätzen gelernt. Du hast dort einen Text über «Kirchenfreies Christentum» verfasst, der zu unser aller Verwunderung von der Synode gutgeheissen wurde. Darin steht zu lesen, «kirchenfreies Christentum» sei zu respektieren wie irgendeine andere Konfession innerhalb der Ökumene.*

Manfred Züfle: Es ist vielleicht eine eigenartige Inkonsequenz, dass ich aus dieser Kirche nie formell ausgetreten bin und es wahrscheinlich auch nie tun werde. Die Frage nach dem Grund dieser Inkonsequenz pflege ich mit dem Kalauer abzutun: Man könne aus diesem Verein nicht austreten, weil man in ihn selber auch nie eingetreten sei. Gewiss ist diese Überlegung nicht eben schlüssig. Wahrscheinlich gibt es eben immer noch eine *biographische Bindung* an meine Herkunft, die ich nicht kappen will.

NW: *Es geht um die Wurzeln?*

Manfred Züfle: Irgendwie schon.

NW: *Mir fällt auf, dass aus dem katholischen Milieu hervorgegangene Schriftsteller – und ich kenne in diesem Kontext nur männliche – eine enorme produktive Kraft in der verarbeitenden Auseinandersetzung mit diesem Milieu entwickeln. Namen wie Otto F. Walter, Niklaus Meienberg, Heinrich Böll kommen mir in den Sinn. Auch in Deinem neusten, noch unveröffentlichten Roman «Mittelland» wird diese Verarbeitung spürbar. Nur ist sie verhaltener, liebevoller auch als in den Publikationen der erwähnten Autoren.*

Manfred Züfle: Ausser bei *Heinrich Böll*. Dieser ist für mich immer ein Autor gewesen, den ich geliebt habe. Trotz aller Kritik am katholischen Milieu seiner Rheinischen Herkunft konnte er dieses als seine Lebenswelt annehmen. Und genau von dieser Position aus konnte er sich auch eine politische Plattform in der Bundesrepublik erarbeiten. Bölls Kritik an der BRD wäre nicht denkbar, wenn er dabei nicht das humanistische Erbe seiner Katholizität hätte einbringen können. Das ist wohl auch der Grund, warum Böll sich nie ganz von der Kirche entfernte. Er hat von der Kirche das genommen, was sie ihm an *lebensfördernder Sinnlichkeit* vermittelte. Für mich ist Böll der Romancier, der neben allen andern Qualitäten es verstanden hat, seine Romane in eine Atmosphäre zu tauchen, die so dicht ist, dass man sie riecht. Für mich ist das ein Rest humaner Katholizität.

An *Niklaus Meienberg* habe ich immer die Radikalität bewundert. Sie hat mir aber auch Sorge bereitet. Ich war manchmal auch wütend auf ihn.

NW: Auf den «Kerl», wie ihn Dein «Scheinputsch» nennt.

Manfred Züfle: Nach seinem Tod ist das alles ein wenig anders. Niklaus hat sich in seiner ganzen existentiellen Wut so weit hinaus wagen müssen, dass er sich gleichsam nur hat Feinde schaffen können. Im nachhinein kann ich vor diesem Weg nur Respekt haben. Aber es ist letztlich ein tragischer Weg.

Bei *Otto F. Walter* ist die Sache noch einmal sehr viel komplizierter. Ich habe keine Schwester...

NW: ... die im Kloster ist ...

Manfred Züfle: ... und dort auch Literatur produziert. Bei Otto F. Walter ist sehr viel mehr Bitterkeit gegenüber der Herkunft zu spüren und sind auch sehr viel mehr Verwundungen zu verarbeiten.

NW: Sprechen wir wieder von Manfred Züfle. Ausgehend von Deiner Nähe zu Böll wäre das Moment der katholischen oder katholisch vermittelten Sinnlichkeit etwas näher zu betrachten. Es ist eine unterdrückte Sinnlichkeit, die auch Deine Kindheit und Jugend prägt. Aber in der Unterdrückung wird die Sinnlichkeit erst richtig manifest. Diese Erfahrung verarbeitest Du in Deinen Romanen auf eine Art und Weise, dass nicht die Unterdrückung spürbar wird, sondern die Sinnlichkeit.

Manfred Züfle: Genau. Das läuft komischerweise über eine Institution, die wir unsern Kindern erspart haben, nämlich über die *Beichte*. Die Beichte ist das geniale Mittel, beständig an das zu denken, was absolut verboten ist.

Die «Zürcher Unruhe» von 1980 oder «Der Scheinputsch»

NW: Es gibt eine weitere Prägung in Deinem Leben. Verkürzt nenne ich sie die «Zürcher Unruhe» zu Beginn der 80er Jahre. Dein wichtiger Roman «Der Scheinputsch» reflektiert die Angst vor einer faschistischen Reaktion in der Schweiz, die Du nur noch «CH» nennst, eigentlich die «Angst vor der Angst», die in CH dazu führt, alles, was Angst macht, zu verhindern, eben auch die Bewegung von 1980. Mir scheint, dass die lesende Schweiz die Chance zu wenig genutzt hat, die Dein «Schweizerspiegel» für die kollektive Verarbeitung dieser Ängste angeboten hätte.

Manfred Züfle: Das ist auch meine Wahrnehmung. Ich und auch mein Verlag, der Rotpunkt-Verlag, wir hatten erwartet, dass dieses Buch zu einer grösseren Diskussion führen würde. Warum diese Diskussion nicht zustande gekommen ist, hat wohl auch mit den Marktmechanismen zu tun.

Die Zürcher Unruhe ist nicht nur eine weitere Prägung, sondern gleichsam *die* Prägung in meinem Leben, die ich nicht erwartet hatte. Ich muss vorausschicken, dass ich *kein Achtundsechziger* bin. 1968 war ich bereits zu alt, um mich als «Achtundsechziger» zu bezeichnen. Ich las zwar dieselben Dinge, die damals die Achtundsechziger auf die Barrikade brachten, stimmte ihnen auch im grossen und ganzen zu und wurde dadurch selber politisiert, aber ich nahm an keiner einzigen Demo teil. Die unmittelbaren Folgen von «1968» waren für mich groteskerweise der Eintritt in die Sozialdemokratische Partei und der Entschluss, in meiner damaligen Wohngemeinde Dietikon Politik zu treiben. Ich wurde sogar in das Gemeindeparlament gewählt.

«1980» war dagegen etwas völlig Unerwartetes. Und die Akteure von 1980 waren eindeutig nicht wir, sondern *unsere Kinder*. Meine Frau Astrid und ich erlebten die damaligen Ereignisse einerseits als eine ungemein gefährliche und anderseits als eine faszinierende Sache, weil wir das, was die Jungen aussprachen, in den Systemen, in denen wir tätig waren, selber erlebten und erlitten. Für mich war es die Schule als ein System, das Jugend im Grunde genommen – neben vielem anderem – kaputt

macht. «1980» hat auf eine einfache und lapidare Art formuliert: So wie es jetzt scheint, dass man leben soll, so wollen wir nicht leben. Die Jugendlichen haben es auf den Punkt gebracht mit dem Satz: «Wir sind die Kulturleichen dieser Stadt.» Das hiess: Wir werden totgemacht, weil man unsere Kultur nicht zulässt.

NW: Oder: «Wir haben Grund genug zum Weinen, auch ohne euer Tränengas.»

Manfred Züfle: Das war dann die Folge, als das Tränengas kam. Die Jungen erwarteten zunächst gar kein Tränengas, sondern eine Antwort. Die Situation eskalierte jedoch in einigen wenigen Tagen so sehr, dass die Auseinandersetzung immer gefährlicher wurde. Für uns gab es eine hohe Identifikation mit den Inhalten dieser Jugendlichen, obschon es nicht unsere Inhalte waren. Anderseits sahen wir mit grösster Sorge, wie diese Jungen der Polizei ins offene Messer liefen. Von daher gab es für uns und für viele andere, auch konservative Eltern gar keinen andern Ausweg, als mit auf die Strasse zu gehen. Dabei erlebte ich zum erstenmal hautnah, was ich bislang erst theoretisch kannte: die *Repression*. Ich hatte vorher noch nie Tränengas gerochen. Ich hatte noch nie gesehen, wie jemand zusammengeprügelt wurde. Nun erlebte ich, wie mein eigener Sohn von der Polizei an den Haaren in den Polizeibus geschleift wurde, nur weil er auf eine witzige Art und Weise vor dem Eingang des Hotels Savoy hockte und sich mit den Gästen bestens unterhielt. Dieses Engagement hat unser Leben verändert. Wir merkten plötzlich, dass unsere Angst als betroffene Eltern eigentlich einen Zustand von Gesellschaft widerspiegelte, die in einem unglaublich hohen Ausmass bereit war, Gewalt anzuwenden.

Diesen Prozess, der für mich zwei Jahre dauerte, versuchte auch mein Roman «Der Scheinputsch» zu reflektieren. Mir wurde klar, dass die Schweiz in einem gefährlichen Zustand ist. Sie ist es noch immer. Davon bin ich nach wie vor überzeugt, obschon ich für niemanden mehr auf die Strasse gehen kann und muss. Ich habe zum Beispiel weder Grund noch Legitimation, auf die Strasse zu gehen, um den sog. Schwarzen Block zu beschützen. Ich kenne diese «autonomen» Jugendlichen nicht mehr. Aber es ist dieselbe Geschichte, die wieder abläuft. Ich hatte und habe Angst um eine Schweiz, in der *faschistische Reaktionsmuster* latent vorhanden sind und jederzeit offen ausbrechen können. Kaum wird's irgendwie brenzlig, laufen genau dieselben Mechanismen wieder ab.

Von «Herr der Lage» zu «Hast noch Söhne ja»

NW: Könnte es nicht sein, dass die Unterdrückung des kulturell kreativen, phantasievollen Aufbruchs von 1980 sich nun in neuen Formen gewalttätigen Widerstandes widerspiegelt? Zuerst war es Gewalt gegen innen. Stichwort «Drogenszene». Und jetzt kommt eine neue Eskalation von Gewalt gegen aussen. Stichwort «Schwarzer Block» während der Nachdemo zum 1. Mai 1996. Im Verhalten der Jugendlichen würden sich demnach die Gewaltmechanismen der Gesellschaft, repräsentiert durch die Ordnungskräfte, widerspiegeln.

Manfred Züfle: Genau. Und was ganz schlimm ist: Jedesmal werden die *Freiräume* für die kreative Darstellung der Revolte *enger*. 1980 war mindestens eine Zeitlang die ganze Stadt oder jedenfalls ein grosser Teil der Bevölkerung bei den Demonstrationen. Der kulturelle Raum, den sich die Jugendlichen bei den ersten Demonstrationen herausnahmen, war die ganze Stadt. Das AJZ bedeutete bereits eine Einengung. Das Ausbrechen aus dem AJZ in die verschiedenen Chaotika war der Anspruch: Wir lassen uns nicht ghettoisieren, sondern die Stadt gehört uns. Das war gewiss ein überzogener Anspruch, der aber auch seine Berechtigung hatte. Denn Stadt, verstanden als Urbanität, wäre eigentlich der Raum aller ihrer Bürgerinnen und Bürger. Und der kreativste Teil einer Bevölkerung ist bekanntlich der adoleszente Teil.

Diese Forderung hat sich fast ein Jahr lang durchgehalten: Die Stadt soll kreativ

von uns geprägt werden. Es ist auch einiges geblieben. Die *Rote Fabrik* in ihrer heutigen Ausprägung zum Beispiel ist letztlich ein Kind von «1980». Das *Kanzleischulhaus* ist ein weiteres Resultat dieses Anspruchs auf eine Stadt als Freiraum der Gestaltung. *«Wohlgroth»* dagegen wollte sich damit abfinden, dass Jugendliche sich nur in den geschlossenen Mauern realisieren könnten. Das ist für mich der Unterschied zwischen «Wohlgroth» und AJZ. Doch selbst «Wohlgroth» war nicht mehr tragbar, obwohl dort nachweislich eine riesige Arbeit geleistet wurde, gerade auch im Zusammenhang mit der Drogenproblematik. Dabei haben die «Wohlgroth»-Leute auch ausgeschlossen, zum Beispiel die Fixer. Sie liessen nur herein, wer sich an die Regeln von «Wohlgroth» hielt. Die Frage stellt sich, ob die revoltierenden Jungen für sich überhaupt noch einen Ort sehen können ausser als «Schwarzer Block» innerhalb einer Demonstration. Dieser Ort ist der *Nullpunkt der Gewalt*.

NW: *Da kommt mir die Kantate in den Sinn, die Du zusammen mit dem Komponisten Mani Planzer aus Anlass des Jubiläums «75 Jahre Neue Wege» im November 1981 erstmals aufgeführt hast. Sie trug den Titel «Herr der Lage». Die Herrschenden «in dieser Stadt da» wurden entlarvt in ihrem paranoiden Bestreben, auch schon den kleinsten Freiraum als Gefährdung ihrer Macht anzusehen und ihn zu zerschlagen, um ja nicht das Bewusstsein zu verlieren, «Herr der Lage» zu sein. Diese Mechanismen scheinen bis heute zu funktionieren, in der Stadt Zürich mehr als anderswo.*

Manfred Züfle: Wie man hört. Das hat mich schon betroffen gemacht, dass in Zürich bei jeder Gelegenheit geballert wird, während in einer Stadt wie Genf noch nie Gummischrot eingesetzt wurde.

NW: *Du hast noch ein anderes Buch geschrieben, in dem Du auch die Achtziger-Bewegung als Ausgangspunkt nimmst, um dann aber einen grossen Bogen zurück in die Geschichte der Schweiz und ihrer verschiedenen Jugendbewegungen zu schlagen. Das Buch heisst «Hast noch Söhne ja». Zu welchem Fazit bist Du dabei gekommen?*

Manfred Züfle: Das eine Fazit lautet, dass die ganze, heute reaktionär gewordene Mythologie der Schweiz ein spätes Produkt des 19. Jahrhunderts ist. Was mich am meisten frappiert hat, ist das *Vater-Sohn-Verhältnis,* wie es dort festgeschrieben wurde. Söhne sind dazu da, möglichst bald zu werden wie die Väter. Das heisst in den verschiedenen Texten, die ich analysiert habe: nicht nur zu werden wie die Väter, sondern daran auch zu sterben in den verschiedenen Schlachten. Gotthelfs «Der Knabe des Tell» ist für mich eine wahre Offenbarung gewesen. Mit der Gründung unseres modernen Nationalstaates war offenbar das Bedürfnis nach einer nationalen Mythologie übermächtig geworden. Für mich das Hauptversatzstück darin ist der Vater-Sohn-Mythos. Dieser hält durch und wird natürlich bösartig, wenn man die Jungen zu Tode schlägt.

Wenn man hinter die Brüche zurückblättert in dieser hochideologisierten Geschichte, werden ganz andere Stimmen laut. Dass *Pestalozzi* ein Rebell war, das glauben einem in der Zwischenzeit auch Bürgerliche, aber dass *Bruder Klaus* einer war, das ist eine andere Sache. Diese Geschichte gegen den Strich zu lesen, hat mich fasziniert. Ich kam dabei in eine eigenartige Dialektik. Die Kulturschaffenden dieses Landes hatten ja die Meinung vertreten, man könne 1991 die Selbstabfeierung *«700 Jahre Eidgenossenschaft»* nur boykottieren. Ich war dagegen der Meinung, man müsse sich zu Worte melden. Ausdruck meiner Wortmeldung war eben dieses Buch «Hast noch Söhne ja». Nur hat der Verlag, die Pro Juventute, das in seinem Auftrag geschriebene Buch nicht eben heiss geliebt. Es gibt das Buch zwar immer noch. Aber man hat dafür gesorgt, dass es sich nicht verkauft. Für mich ein wichtiges Buch und – ähnlich wie der «Scheinputsch» – ein wenig gelesenes Buch.

Von Frauen gelernt: der liebende Umgang unter Menschen

NW: Das Buch, das Du Dein schönstes nennst, heisst «Astrid». Dieses «Tagebuch einer Trauer» um Deine erste Frau, die nach der 1.-Mai-Demonstration 1982 unerwartet gestorben ist, zürnt nicht mit dem Schicksal, bewältigt es auch nicht «literarisch», sondern sieht im Schmerz das Zeugnis der fortdauernden Liebe. Im Anschluss an dieses Gespräch veröffentlichen wir auch Dein «Poem für Lilian», Deine zweite Frau. Wenn wir von Prägungen in Deinem Leben sprechen, dann müssten diese beiden Frauen zuerst genannt werden. Es sind befreiende Prägungen, die von ihnen ausgehen und vermutlich mit Deiner Hoffnung auf eine andere Gesellschaft zu tun haben, in der die Menschen solidarisch, geschwisterlich miteinander umgehen können.

Manfred Züfle: Mir hat einmal eine Frau gesagt, ich sei sicher jemand, der nur von Frauen lernen könne. Das hat mir sehr eingeleuchtet. Wenn ich im Leben etwas gelernt habe, dann sicher von den beiden Frauen *Astrid und Lilian*. Es ist sehr schwierig, das in andern Worten, als in denen, die ich in meinen Gedichten verwendet habe, zu sagen, gar theoretisierend auf den Punkt zu bringen. Ich würde dazu stehen, was ich im «Tagebuch einer Trauer» geschrieben habe: an Astrid, nicht über Astrid. Und ich würde dazu stehen, was ich im «Poem für Lilian» und in vielen andern Gedichten für Lilian geschrieben habe, und würde sagen: Das ist's; es steht dort. Wenn ich darüber anfange zu theoretisieren, komme ich in die Position des falschen Redens über...

Ich sehe in mir nicht die leiseste Möglichkeit, ein Feminist zu sein. Ich hätte auch nicht die leiseste Lust dazu. Es wurde mir von den beiden Frauen meines Lebens auch immer wieder bestätigt, ich sollte gefälligst der sein und bleiben, der ich bin. Vielleicht bin ich ein «Macho», der sich aber, so glaube ich, in einem langen Lebensprozess von Astrid und Lilian immer wieder *unterweisen* liess. Unterweisen zu was? Letztlich zu dem, dass ein liebender Umgang unter Menschen möglich ist. Das ist ein sehr intimer Raum. Wenn ich anderseits andern als meinen geliebten Menschen irgend etwas an Herzlichkeit entgegenbringe, dann glaube ich, dass ich es in diesem Raum gelernt habe. Ich bin ein Einzelkind. Erst in diesem Raum, den mir meine Geliebten aufgetan haben, konnte ich lernen, über die Enge des Einzelnen überhaupt hinauszugehen. Das andere steht in meinen Gedichten.

Vom Anspruch eines jeden Menschen auf Glück

NW: An der erwähnten Tagung unserer Redaktionskommission hast Du gesagt, was Dich umtreibe, sei «das Glück – gepaart mit Panik als letztem Hintergrund». Und: «In mir gibt es den absoluten Trotz gegen die Meinung, dass irgend jemand keinen Anspruch haben soll auf Glück, die unterschwellige Revolte gegen utopische Entwürfe, in denen dieser Stachel nicht mitberücksichtigt ist.» Das Wort verdient es, wenigstens in diesem Zusammenhang an unsere Leserinnen und Leser weitergegeben zu werden. Es sind immer weniger, denen dieser Anspruch auf Glück zugestanden wird. Markt total lässt solches nicht mehr zu. Was geht in Manfred Züfle vor, wenn er diese Welt betrachtet, die so anders sich entwickelt hat, als nach einem Minimum von Vernunft in der Geschichte zu erwarten gewesen wäre?

Manfred Züfle: Ich beharre auf dem, was ich mit dem Wort «Glück» zu umschreiben versuche. Der Anspruch in den von Dir zitierten Sätzen scheint immer absurder zu werden. Die Möglichkeit, dass irgendwann einmal dieses Absurde nicht mehr absurd sein wird, scheint immer ferner zu rücken. Eine Möglichkeit wäre, an diesem Punkt zu *verzweifeln*. Vor kurzem habe ich den Film über *Pasolini* «Ein italienisches Verbrechen» gesehen. Darin wird sehr präzis versucht, Pasolinis letzte Position darzustellen, bevor er, von wem auch immer, auf die brutalste Arte und Weise umgebracht wurde. In diesem Film kommt der klare Befund heraus, dass für Pasolini die Möglichkeit,

die Wahrheit als Künstler auszusprechen, vielleicht nicht mehr da war. Was mich beeindruckt im Film und im Oeuvre Pasolinis, ist, dass diese Position nie zu einem Sermon über die Verzweiflung einladen will. Ich revoltiere nach wir vor gegen die Möglichkeit, an diesem Anspruch, der in sich selber absurd zu werden scheint, zu verzweifeln.

Das treibt mich so wahnsinnig um am *Tod von Niklaus Meienberg*. An diesem Punkt hat er gesagt: Fertig! Da gibt es nur Respekt. Da gibt es nichts zu deuten, nichts zu psychoanalysieren. Da ist festzustellen, dass einer, der auf diese Art und Weise gekämpft hat, an einem bestimmten Tag, bei wachstem Bewusstsein gesagt hat: Fertig! Ich meine, von mir sehr genau zu wissen, dass dies keine Möglichkeit für mich ist.

Die andere Möglichkeit ist, zu verstummen, privat zu werden, sein Oeuvre zu schreiben, ob es gelesen wird oder nicht, einfach, damit man etwas tut: Das wäre der *Elfenbeinturm,* der nicht einmal mehr darauf schielt, wie die poésie pure das gemacht hat, dass irgend jemand diesen Elfenbeinturm wenigstens bewundert. Diese Möglichkeit ist mir manchmal sehr nahe.

***NW:** Aber diese beiden Möglichkeiten des Verzweifelns einerseits und des Rückzugs in den Elfenbeinturm anderseits sind für Dich doch gewiss nicht die einzigen Alternativen. Es muss noch etwas Drittes geben.*

Manfred Züfle: Ja, es gibt noch etwas Drittes. Und da greife ich jetzt weit zurück in die deutsche Literatur. Ich habe nun mal mit Literatur zu tun. Ich bin bis in die Knochen Schriftsteller, und ein Schriftsteller kann bei allem, was er tut, nichts anderes als Schriftsteller sein. Dabei gibt es ein paar Vorbilder, die – mit Bloch gesprochen – für mich noch immer unabgegolten sind. Dazu gehört aus neuerer Zeit Heinrich Böll, der bis zum Ende an Friedensdemonstrationen teilgenommen hat. Aber ich gehe noch weiter zurück. Da ist einerseits *Heinrich von Kleist,* der in jungen Jahren den Aufsatz geschrieben hat: «Den sichern Weg des Glücks zu finden». Er glaubte, den tief verwurzelten Paradiesanspruch auf Glück rational, aufklärerisch stützen zu können. Die Welt müsste einsehen, dass sie so eingerichtet werden sollte, dass alle Menschen sicher den Weg des Glücks finden würden. Kleist ist existentiell daran gescheitert. Sein Selbstmord ist genau das Scheitern daran, dass man sich nicht rückwärts ins Paradies essen kann. Kleist hat schon verstanden, was das heissen würde, den Apfel rückwärts essen.

Die andere grosse Figur ist für mich *Hölderlin*. Hölderlin hat – mag er nun, psychiatrisch gesehen, wahnsinnig geworden sein oder nicht – bis zu seinen allerletzten Texten immer darauf bestanden, dass die Dichtung die Erinnerung daran sei, was die Welt im Moment nicht ist. Diesen Anspruch von höchstem Pathos und von höchster Reinheit bei Hölderlin, diesen Anspruch, den man auch bei einem Paul Celan und vielen anderen wiederfindet, diesen Anspruch möchte ich zumindest haben. Ob ich ihn mit meinen literarischen Mitteln erfüllen kann, ist eine ganz andere Frage. Das ist der dritte Weg des Weiterschreibens. Und damit beharre ich immer auch – trotz des Marktes – darauf, dass es eine Öffentlichkeit geben muss für das, was ich sage. Wenn ich nun vergleiche, wieviel Öffentlichkeit der Hölderlin zu seiner Zeit gehabt hat, wie wenig Leute wussten, was hier geschrieben wurde, dann habe ich geradezu paradiesische Verhältnisse. Mich kennen zehnmal mehr Leute als Hölderlin mit den grössten Texten, die je in deutscher Sprache geschrieben wurden. Das hält mich schon durch.

Nun ist aber Glück – auch für Hölderlin – keine Privatsache, sondern im höchsten Sinne politisch.

***NW:** Auch für die amerikanische Verfassung mit ihrem Staatsziel der «poursuit of happiness».*

Manfred Züfle: Eben. Und als ich im Hause *Jeffersons* in Monticello war, sah ich, dass er nicht nur als politischer Mensch seine eigenen Sklaven befreite, sondern dass er auch als Hausbauer bis in die Einrichtung seines Hauses hinein ans Glück

gedacht hat. Anders als Jefferson bin ich kein Praktiker. Aber mit dem wenigen, das ich kann – und ich kann letztlich nur schreiben –, glaube ich, einen Beitrag zu leisten, dass das nicht vergessen geht, dass es den Menschen, dass es jedem Menschen um Glück geht. Das nenne ich den dritten Weg. Ich mache dann ja auch noch so Dinge wie den Brückenschlag zu einem Teil der Dritten Welt, zum Beispiel mit meinem Freund Joaquin, einem Schriftsteller in Bolivien. Das sind Versuche, auch noch über die engen Grenzen dieser immer enger werdenden Schweiz hinaus einen dritten Weg zu realisieren.

NW: In aller Bescheidenheit gesagt, auch Deine Mitarbeit für die Neuen Wege geht in dieselbe Richtung. Für uns gilt ja auch dieser dritte Weg im Sinne Deines an Hölderlin erinnernden Diktums: zu erinnern, was die Welt im Moment nicht ist.

Manfred Züfle: Eindeutig. Wenn wir die Auflagenzahl unserer Zeitschrift anschauen, könnten wir sagen: Was soll das? Aber die Leute, die das lesen, sind für mich wichtige Leute. Weil sie es lesen, sind sie Leute, von denen ich annehmen kann, sie wollten das verstehen, was ich zum Beispiel sage. Das Mitarbeiten ist ja nicht nur ein Mitarbeiten durch eigene Texte, sondern auch ein Mitdenken in der Auseinandersetzung mit den Freundinnen und Freunden der Redaktionskommission.

Sozialismus – im Moment nur unterdrückt, aber nicht passé

NW: Dieser dritte Weg hat gewiss auch mit Deinem Verständnis von Sozialismus zu tun.

Manfred Züfle: Eindeutig.

NW: Sozialist bist Du geblieben. Auch in der Gruppe Olten, die Du während der letzten vier Jahre präsidiert hast, blieb der demokratische Sozialismus als statutarische Zweckbestimmung erhalten. Engagierte Literatur in diesem Sinn gilt heute wieder mal als «passé». Wird Manfred Züfle angesichts dieser Entwicklung zum zornigen alten Mann?

Manfred Züfle: Es gab ja einmal einen Sammelband unter dem Titel «Die zornigen alten Männer». Darin hat auch Böll geschrieben. Ich könnte nun auch zurückfragen: Was bleibt einem anderes übrig? Das ist ja auch die Freiheit des Älterwerdens, dass man es sich leisten kann zu sagen: Ich hab eine Wut, ich bin zornig.

NW: «Nur die Wut nicht verlieren», wie Max Frisch sagte.

Manfred Züfle: Ja, nur die Wut nicht verlieren. Was den Sozialismus angeht, so ist für mich der heute grassierende Schwachsinn mit Wörtern noch lange kein Grund, nicht zu wissen, *was Sozialismus heisst,* nämlich dass die Produktionsbedingungen und die Verfügung über die Produktionsmittel in Gottes Namen immer noch das alte Problem sind, das wir nicht gelöst haben. Das alles ist überhaupt nicht passé, sondern im Moment nur unterdrückt. Da bin ich zuversichtlicher als auch schon.

Wenn ich mich erinnere, was in *Frankreich* im letzten Dezember geschehen ist, wenn ich zu ahnen beginne, was in Deutschland bevorsteht, und wenn ich auch gewisse Zeichen in der Schweiz wahrnehme, dann habe ich nur hin und wieder die bange Frage: Wie treffen sich all die Leute, die das gemerkt haben? Wie kommen sie zusammen, um es auszusprechen und gemeinsame Aktionen zu planen? Aber das ist vielleicht nur meine kleine Sorge. Es genügt, dass in Frankreich die «cheminots» auf die Strasse gehen und die andern Leute, die durch den Streik betroffen sind, diese Eisenbahner unterstützen und sagen: Die haben auch recht. Oder dass Intellektuelle wie ein Pierre Bourdieu auf ihrer Seite stehen. Da sehe ich eine mögliche politische Zukunft auch für mich. Da lasse ich mich je nach Bedarf gerne einspannen in Aufgaben des Formulierens, des «Verwortens» usw.

NW: Das Problem ist, dass der Antikapitalismus heute immer mehr von der extremen Rechten vertreten wird, wenn auch populistisch und mit nationalistischen Phrasen gegen die Globalisierung der Wirtschaft. Die extreme Rechte besetzt damit die Posi-

tion, die eigentlich die Linke einnehmen müsste, rational reflektiert und mit einer humanistischen Alternative. Das treibt mich am meisten um, dass die Wut der Unterdrückten in eine verkehrte Richtung kippen könnte. Wo sind die politischen Bewegungen, die diese Wut in einem emanzipatorischen Sinn auffangen und umsetzen?

Manfred Züfle: Ich weiss das politisch nicht mehr. Ich weiss nur, was für mich gilt. Dabei ist ein *Intellektueller wie Bourdieu* jemand, von dem ich lerne. Seine Aufgabe als Soziologe ist es, sein Geschäft sehr präzis zu machen. Das heisst bei Bourdieu, das Elend der Welt, «La misère du monde», wissenschaftlich so zu verorten – eben in diesem tausendseitigen Buch –, dass es möglich wird, daraus mindestens eine Grundlage zu machen, aus der andere schöpfen können. Das andere, was mir Bourdieu vormacht, ist, gegen diese generelle Gefahr anzukämpfen, dass alles ins Globalfaschistische kippt, und sich nicht zu gut zu sein, in einer solchen Situation mitzuarbeiten, um Vernetzungen aufzubauen. In der Schweiz haben wir uns viel zu lange zu wenig gefragt: Wo gibt's noch Genossinnen und Genossen? Ich meine das nicht parteimässig, sondern im Sinn einer Orientierung, wer an was dran und auf wen zu zählen ist. Da sage ich auch: mea culpa. Ich habe in meinem Leben gewaltig an meiner eigenen Privatisierung mitgearbeitet. Aber ich brächte noch einmal die Kraft auf, mich irgendwo einspannen zu lassen – nur nie mehr in einer Kirche oder in einer Partei

NW: Manfred Züfle als Christ ohne Kirche und Sozialist ohne Partei?

Manfred Züfle: Wenn Du so willst. Hoffen wir, das sei kein hölzernes Eisen.

NW: Manfred, ich danke Dir für dieses Gespräch. Unsere Leserinnen und Leser werden sich nicht nur über das Kompliment freuen, das Du an ihre Adresse gerichtet hast, Sie werden sich durch Deine redliche Zeitgenossenschaft auch ermutigen lassen, am Anderen des Bestehenden festzuhalten und dort Widerstand zu leisten, wo man ihnen jede Alternative ausreden will. Mit unseren Glückwünschen zu Deinem 60. Geburtstag verbindet sich ein herzlicher Dank für Dein Mitarbeiten und Mitdenken bei den Neuen Wegen.

POEM für Lilian

Das Schöne ist *nicht*
des Schrecklichen Anfang.

Was hab ich zu sagen
zu Waldbränden?
– Nichts.
Zu denen, die sie gelegt haben?
– Nichts.
Dazu, dass
Europa in Sarajevo –
schon wieder –
zerfällt?
– Nichts.

Ich habe nichts zu sagen,
ich habe festzustellen:
das Schöne ist
nicht des Schrecklichen Anfang.

Unerträglich sind
die schnellen Sätze
  über Leichen hinweg,
  verkohlte,
  über Leiber...
Eilige Schritte
durch verstaubte Sommer.
Langsam!